



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kienitz, R. von: Unser Bismarck

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Unser Bismarck

Von R. von Kienitz



u Hamburg ist vor kurzem ein Standbild errichtet worden. Es gilt als ein Meisterwerk, und ist es auch, freilich von ganz eigener Art. Über einem massigen, eintönigen Unterbau erhebt sich — eine Statue? nein: ein hoher Steinblock, der darstellt — einen Mann? nein: einen Mantel. In großen, kalten Linien wächst der Mantel empor. Zwei Adler, die sich unter ihm verstecken, erscheinen dem Auge, so steinern und stilisiert sie auch sind, beinahe wie ein störend-lebendiges Beiwerk, so starr ist das Bild. Der Mantel wächst weiter; ein steinerner Vorsprung deutet zwei Hände an, die über einem Schwertgriffe gefalten sind. Der Mantel wächst weiter und schließt sich. Und obendrauf erhebt sich eine im Verhältnis kleine Steinkugel. Es ist ein Kopf. Wenn wir auch Schädelform und Gesichtszüge von unten kaum erkennen können, wir ahnen, wie wissen: das ist Bismarck. Die Höhe und die kalte Ruhe des Bildwerks entrückt ihn uns. Aber wir fühlen in dieser toten Steinhülle den fernen Geist, den wir verehren. Wie sich die Ägypter schon an den riesenhaften Schienbeinlängen ihrer Götzenkolosse schwindlig sahen, und ohne die stereotypen Gesichtszüge unterscheiden zu wollen, aus der gewaltigen Größe das Vertrauen schöpften, daß die große Isis — oder wer sonst es sein sollte — alles zu ihrem Wirkungskreise gehörende gut besorgen werde, so gehn wir mit einem Gefühle tröstlicher Zuversicht an dem Steinbilde unsers Großen vorüber. Mancher hofft vielleicht auch von der Kunst des Architekten und des Bildhauers, sie möchten nur sicher genug gearbeitet haben, daß der Ungeheure nicht etwa herabkomme und die Kleinen zerdrücke. Der rechte deutsche Mann aber legt wohl leise die Hand an den Stein des Bauwerks, und es fühlt sich so an, als ob der Stein unter der Berührung erwarme. Das ist unser Bismarck.

Ist er wirklich der Unsrer? ist er der Volksheld, an den sich die Phantasie des Jünglings angeschlossen, wie die Hoffnung des Mannes? Wir haben aus den

neulichen bekannten Untersuchungen des Professors Delbrück*) erfahren, daß der letzte Plan seines politischen Lebens ein fürchterlicher war, schwerlich geeignet, das Werk seines Lebens zu krönen, wohl aber es zu vernichten. An Delbrücks Ergebnissen läßt sich kaum viel deuteln. Da sie sind vielleicht nicht einmal so sehr wunderbar, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mochten. Wenn man sich den Charakter Bismarcks genauer ansieht, so findet man in seiner Entwicklung wohl Spuren dessen, was jetzt offenbar wird. Er war herangewachsen, wie jeder begabte Jüngling seiner Zeit, in der heißen Begeisterung für ein großes einiges Deutschland und hatte gemäß den damaligen Vorstellungen mit diesem Ideal auch eine Portion der damals sogenannten liberalen Anschauung in sich aufgenommen, die vernehmlich wirkte, als er das allgemeine Wahlrecht schuf. Dieses allgemeine Wahlrecht hatte zwei Gründe: einmal gab es praktisch damals nichts andres, sodann aber sprach der liberale Instinkt gegen die Fürsten, die gegenüber der allgemeinen nationalen Idee als die Hemmenden, die Abwehrenden angesehen wurden. In diesem letzten Punkte nun war Bismarck am Ende seiner Laufbahn ganz anderer Ansicht geworden. Nach seiner politischen Erfahrung galten ihm nun die Fürsten als die treuen Hüter der Verfassung, die parlamentarischen Parteien aber als die kurzfristigen Widersacher, die an dem Geiste der Verfassung, an den allgemeinen Interessen des Reichs vorbeigingen und die Verfassung nur nutzen wollten, soweit es darauf ankam, die eignen Interessen zur Geltung zu bringen. Eine solche Ansichtsänderung bedeutet bei einem Charakter wie Bismarck eine sehr ernste innere Umwälzung. Bezeichnend ist das Geständnis des alten Mannes am Schlusse seiner „Gedanken und Erinnerungen“**): „Jetzt habe ich den Dynastien Abbitte zu leisten.“ Den parlamentarischen Parteien ruft er an derselben Stelle zu: „Get you home, you fragments, sagt Coriolan.“ Sagt Coriolan! Er war auf seine alten Tage aus einem Poplicola ein Marcius geworden. Was er im Sinne hatte, läßt er gleich danach***) ziemlich deutlich erkennen: „... so wird jeder, der die damalige Situation und die von Westen und Osten drohenden Gefahren sachkundig zu beurteilen imstande ist, es natürlich finden, daß ein für die Schlusergebnisse verantwortlicher Reichskanzler daran dachte, den möglichen auswärtigen Verwicklungen und ihrer Verbindung mit innern Gefahren mit derselben Unabhängigkeit entgegenzutreten, mit der der Böhmisches Krieg ohne Einverständnis, vielfach sogar im Widerspruche mit politischen Stimmungen unternommen wurde.“

Zu aller Erbitterung über die parlamentarische Lage hatte er noch sehen müssen, wie dem Wachsen der sozialen Demokratie mit dem Gesetze nicht Einhalt zu tun war. Er warf das Gesetz als den Fehdehandschuh hin, der Zeitpunkt der Gewalt war wieder da. Diese Gewalt war nur möglich im Wege

*) Preussische Jahrbücher, 1906, Novemberheft S. 375 ff. und Dezemberheft S. 501 ff.

***) Bb. II, S. 309. — ***) Ebenda, S. 310.

einer Änderung der Reichsverfassung, durch Beseitigung des für ihn unfruchtbaren Bodens der Allgemeinheit der Volkswahl. Die Fürsten sollten einen neuen Bund schließen, der diese Allgemeinheit beschränkte, das heißt als solche aufhob, irgendwie — die praktischen Einzelheiten sind gegenüber dem Gedanken selbst nicht mehr von Bedeutung.

Delbrück sagt in seiner zweiten Abhandlung über diese Frage*), in Hinblick auf die Angriffe, die er zum Danke für seine Entdeckung erfuhr: das Schrecklichste bei dem Suchen nach der Wahrheit sei, wenn man sie gefunden habe. In noch viel ernsterm Sinne gilt das Wort für uns alle. Das ist vielleicht auch im Augenblicke der innere Grund des heftigen Widerspruchs des größeren Teils der deutschen Presse gegen Delbrücks Entdeckung gewesen. Mögen die Redaktionen wissen oder nicht wissen, zunächst war es eine im Sinne und im Interesse der Leser ganz natürliche instinktive Abwehr gegen eine Vorstellung, die man nicht haben wollte. Denn wenn auch die Wahrheit nie zu teuer erkaufte wird, diese Wahrheit hier scheint doch sehr teuer zu sein. Es werden nicht viele mit Delbrücks Freund übereinstimmen, daß der von Bismarck geplante Staatsstreich unsre „Rettung“ gewesen wäre. Die meisten werden doch wohl mit Delbrück in diesem Staatsstreich ein arges Wagnis sehen. Ein fast wahrwichtiges Unterfangen entwickelt sich vor unsers Geistes Auge, ein Verbrechen an dem Volke, das gerade dieser Bismarck erst groß gemacht hatte; und das könnte für die an Bismarck sich anklammernde Erinnerung, für das Empfinden des Volkes einen herben innern Verlust bedeuten. Da wird wohl nichts weiter übrig bleiben, als sich einmal über den Kaufpreis dieser neuen Wahrheit in Ruhe klar zu werden.

Die erste Frage, die sich hier aufdrängt, möchte man fast derb in die Form fassen, ist es denkbar, daß Bismarck so töricht war? Hat wirklich dieser Mann, den wir wie eine persönliche Verkörperung des deutschen Volkes verehrten, von der Seele dieses Volkes so wenig gewußt, daß er ernstlich glaubte, das neue Deutsche Reich nur als einen Fürstenvertrag behandeln zu können? Bei aller Ehrfurcht vor dem staatsrechtlichen Gutachten eines Justizministers**) — diese Auffassung scheint denn doch über die Grenzen des Normalen hinauszugehen. In der Erfüllung der jahrhundertelangen Sehnsucht der deutschen Stämme nach einem einheitlichen nationalen Zusammenschlusse sollte das, was nur die notwendige Form der Vereinigung gewesen war, auf einmal das Wesen ausmachen? Und das sollte gerade der Mann geglaubt haben, der den ganzen Werdegang dieser Vereinigung nicht nur miterlebt, nein: in eigener Person geleitet hatte? Man glaubt vor einem Rätsel zu stehen. Dem oberflächlichen Blicke könnte vielleicht eine Lösung in der Richtung möglich scheinen, daß es sich ja nur um eine Form, um ein staatsrechtliches Mittel gehandelt habe.

*) a. a. D. S. 501.

**) a. a. D. S. 512, 513.

Denn Bismarck wollte ja das Deutsche Reich nicht schlechthin durch Aufhebung des Fürstenvertrags auseinanderfallen lassen, sondern nur den Fürstenvertrag in anderer Art gestalten, also das gelöste Band unmittelbar wieder in einen andern Knoten knüpfen; der Knoten an sich sollte bleiben. Aber das ist doch nur eine scheinbare Antwort. Der Schwerpunkt liegt einzig und allein in der Aufstellung jenes Grundsatzes an sich. Mit der Durchführung der Anschauung, daß die nationale und die politische Einrichtung des Deutschen Reiches lediglich von dem Übereinkommen seiner Fürsten, vollends einem veränderlichen Übereinkommen dieser Fürsten abhängen, hätte die deutsche Nation allen innern Wert und nach außen allen moralischen Kredit verloren. Wie konnte ein Bismarck auf solchen Gedanken verfallen?

Mit Recht betont Delbrück, daß wir hier ein Stück Tragik der historischen Größe vor uns haben. Wenn regelmäßig diese Tragik in dem Verhängnis des eignen Handelns gefunden wird, so ist diese Erklärung noch nicht erschöpfend, weil der konkludente Zwang der eignen Handlungen immerhin den Vorwurf des vorherigen Mangels an Voraussicht gegenüber dem Selben offen läßt. Solcher Mangel ist an und für sich nicht tragisch. Er wird es aber, wenn wir erkennen, daß bei der geschichtlichen Größe der Mangel naturgemäß hervorgerufen wird durch die in der Größe selbst liegende Absonderung und das durch sie begründete Verlieren des Augenmaßes. Jedermann erlebt es an sich, daß in dem Verhältnis, in dem er geistig wächst, groß wird, die ihn umgebenden Menschen und Dinge verächtlich erscheinen. Freilich warnt uns die Philosophie: *si spernis hominem, sperne te ipsum*. Aber zu solcher Lehre kann sich das Genie, wenn anders es sein will, nur stellen wie Goethes Adlerjüngling: Weisheit, du redest wie eine Taube. Je größer der Mann wird, um so mehr sinken gegenüber seiner Vorstellung — er mag sonst der lebenswürdigste Mensch, der artigste Gesellschafter sein — die andern in die Tiefe. Er entwächst seiner Umgebung, er verlernt es, sich an ihr zu messen, er verliert Vergleich und Zusammenhang. Deshalb die historisch so häufige Beobachtung, daß gerade große Männer ihr Vertrauen an Unwürdige oder gar Verräter verschenken. Nicht daß sie diese weniger verachteten — aber sie sind schließlich als Menschen, vielleicht ohne es noch recht zu fühlen, auch Gemeinschaftswesen, und sie brauchen Werkzeuge. In der Wahl greifen sie dann leicht fehl, weil sie nicht mehr verstehn, die Menschen zu bewerten, außer sich selbst.

Noch verhängnisvoller wird die Sache, wenn die Erfahrungen des Lebens diese Vorstellung des Alleinwertes tatsächlich begünstigen. Dann wird auch das Urteil über die sachlichen Verhältnisse beeinflusst. Der Mathematiker freilich berechnet in seiner Wissenschaft alle Verhältnisse, auch die äußersten bis zur Unendlichkeit, nicht aber der natürliche Mensch in seinem Empfinden. Von der einsamen Höhe seiner Anschauung sieht die Welt anders aus als vom Standpunkte des einfachen Menschen. So töricht, verbrecherisch, abenteuerlich

uns das Vorgehen des Großen erscheinen mag, für ihn ist es nur ein mehr oder weniger gleichgiltiger Übergang von der einen Gestaltungsform zur andern, ein Spiel mit den Bausteinen seines Werkes. Daß das Spiel nicht gewagt, leichtfertig wird, das ist für ihn nur eine Frage der eignen Zuversicht; und die ist natürlich unbedingt. Wer hat denn alles gemacht? Ipse fecit. Es hat wohl Debatten, Meinungsverschiedenheiten, Widerstände gegeben — aber schließlich waren sie alle, die Diplomaten, die Staatsmänner, die Fürsten, doch für ihn und seinen Erfolg nur die Marionetten gewesen, die am Drahte tanzten. Deshalb die Wut, als alles nicht mehr so ging. Das war für ihn, für seine Vorstellung eine Revolution: *contra'l Fattore adopra sua fattura.**) Was kam es da auf ein bißchen Revolution mehr oder weniger an, wenn nur seine Ordnung wiederhergestellt wurde! Vernichtung? Nein: die gab es nicht, solange er existierte. Alle Wirnis, alle Zerstörung, die er anrichtete, war nur vergängliche Erscheinung. blieb ja doch immer der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht der Bestand des Ganzen! Denn der Bestand — war er selbst. Gewiß ist solche Vorstellung irrig. Das ist ja das Tragische, so geht in einer Tragödie der Held zugrunde. Aber Nationen, die die Gefahr solcher Irrungen nicht laufen wollen, müssen sich auch den Luxus versagen, große Männer zu haben.

Nun kommt allerdings die zweite Frage: haben wir es dann noch nötig, diesen Bismarck als einen nationalen Helden zu verehren? Mag er schon eine historische Größe bleiben — verliert er dann nicht das eigentliche nationale Interesse? Wird er dann nicht ein für uns wesenloses internationales Bild? Alles hat schließlich seine Grenzen, und jeder ist sich selbst der Nächste. Was Bismarck wollte, war in der Tat für die Wohlfahrt der Nation eine Ungeheuerlichkeit. Wäre der Staatsstreich auch vielleicht dem äußern Scheine nach gelungen, er hätte Deutschland innerlich vollkommen zerrissen, wie er ja auch nach der Lösungsformel der Novation des Fürstenvertrags zunächst das Deutsche Reich, den nach der Einleitung der Reichsverfassung „ewigen“ Bund der Fürsten, als solchen doch wieder auflösen sollte. Man muß sich nur darüber klar werden, daß alle die heutigen Kimmernisse des nationalen Lebens, die Parteiverheerungen, Rodomontaden, Verleumdungen usw., nur Seifenblasen sind gegenüber einer solchen Tat. Deutschland wäre in völlige Verwirrung gestürzt und international wieder auf unabsehbare Zeit aus der Reihe der mitsprechenden Mächte gestrichen worden; denn unsre Zustände wären — darin wird man Delbrück wohl beitreten dürfen — den heutigen russischen verzweifelt ähnlich geworden. Und das alles durch diesen Bismarck, der uns gerade als der nationale Mann *κατ' ἐξοχήν* erschien! Soll er das auch jetzt noch sein?

Die nächste, einfachste Antwort geben die Tatsachen: aus seinem Staatsstreichpläne ist nichts geworden, und — sein Werk besteht noch. Das dürfen

*) Dante, *Purg.* XVII, 102.

wir bei allem nicht vergessen. Was freilich die nationale Phantasie angeht, diese wird sich mit einer gewissen Ernüchterung abfinden müssen. Nein: der bloße „frumbe teutsche Mann“ war er nicht, er war — kurz gesagt — viel zu groß, als daß er hätte national sein können, wenigstens national in unserm landläufigen Sinne. Das folgt aber ganz naturgemäß aus dem obigen. Wie sich der Große zuerst über die nächste Umgebung erhebt, so erhebt er sich immer weiter und weiter; wo sollte sich auch eine begriffliche Grenze finden? Schon im natürlichsten und innigsten Bande der Menschheit, in der Familie, wächst der Sprößling heraus aus den Wänden. „Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.“ Das Mutterföhnchen wird wenig geachtet. Das ist auch in der Entwicklung der Nationen nicht anders. Welcher Große ist denn im eigentlichen Sinne national gewesen? Die französische Nation ist durch Napoleon bis zum Letzten erschöpft, fast an den Rand des Verderbens gebracht worden; sie war ihm nur das naturgemäße Mittel seiner Pläne. Als Cäsar den Rubikon überschritt, war Rom für ihn nicht mehr die Vaterstadt, in der er sich nach Art des Sulla einrichten wollte — dazu war die Vorarbeit in Gallien doch zu lang und zu schwer gewesen —, sondern die Hauptstadt der bekannten Erde, die er nach seinem Willen in Ordnung bringen wollte. Alexander hatte in Gaza längst aufgehört, Makedonier oder auch nur eigentlicher Hellenen zu sein. Als er im Sterben den Nachfolger bezeichnen sollte, vermochte er nur noch „den Würdigsten“ zu nennen; eine andre Vorstellung hatte er nicht mehr. Im unmittelbaren „nationalen“ Sinne hat die Nation an dem Großen, den sie hervorbrachte, nur den Anteil, den die Mutter am Sohne hat. Sie hat ihn geboren und muß sich an seinem Wirken und seinem Ruhme genügen lassen, wie die alte verwaiste Cornelia, der, wo sie durch die Straßen Roms schritt, das Volk ehrfurchtsvoll Platz machte: ecce mater Gracchorum.

Aber von dem Wirken des Großen hat doch auch seine Nation ihren Segen. Denn im weitern, höhern Sinne ist auch die geschichtliche Größe national. Wenn jeder große Eroberer als schließliches Ziel den allgemeinen Weltfrieden vor sich hat, so will er diesen Frieden doch immer haben als sein Werk und damit als Werk der Volksart, der er angehört; sie soll die Erbschaft seines Geistes, die Hegemonie haben, wenn er vergeht. Alexander wollte die griechische Lebenskraft und Kultur zur Herrscherin des überlebten, aber unerschöpflichen Asiens machen. Cäsar wollte über die Kläglichkeit römischer Bürgerkriege hinweg das Werk, für das der große Africanus mit der Niederwerfung Karthagos den Grundstein gelegt hatte, zum Gemeingut der ganzen Erde erheben, als römische Weltherrschaft. Napoleon wollte das zerfahrene Europa unter der Ägide der französischen staatlichen Aufklärung sammeln. Und Bismarck wollte — so dürfen wir ihn wohl verstehen — das Deutschtum, das er noch hatte als den sogenannten „Völkerdünger“ daniederliegen sehen, das er erhoben hatte, und dessen Kraft er kannte, zum maßgeblichen Element einer neuen europäischen Geschichte machen. Dazu brauchte er freilich diese Kraft des Deutschtums, die gesamte Kraft, wie sie sich in den großen Kriegen offenbart

hatte. Er fand aber schließlich nur einzelne Kräfte und sah sich auch getäuscht in der Sicherheit des Zusammenhanges dieser Kräfte. Deshalb die Zerfahrenheit seines politischen Abschlusses. Mit Gewalt wollte er noch einmal die Kräfte sammeln, um seinem Ziele näher zu kommen. Daß diese Gewalt auch die Kräfte selbst zerstören konnte, sah er nicht. Das war sein Verhängnis. Aber das bis dahin geschaffne Werk bleibt; das ist auch als Werk eines Lebens genug. Und ebenso bleibt sein Geist, dessen das deutsche Volk einen Hauch verspürt hat.

Die überragende Größe gegenüber den Grenzen der absehbaren Möglichkeit gibt die Idee, deren die Nation zum Leben bedarf. Hat er nach unserm praktischen Blicke zuletzt nicht mehr unsre Wohlfahrt erkannt, weil er schon zu hoch stand, so soll doch das, was wir an ihm hatten, nie für uns vergehn. Die weiten Ziele des Großen gehn uns zu weit. Sie sind uns fern, wie das Haupt des Steinkolosses zu Hamburg. Aber die Sicherheit des erworbenen Bestandes und das seltsame Ahnen der Zukunft, die aus jenem hohen Steine sprechen, die bleiben im Herzen des Volkes. Gerade weil die Wege der Großen höher gehn als das praktische Verständnis der einzelnen Gegenwart, die doch wiederum jenes Höhergehn in der Idee nicht entbehren kann, darum werden die Großen, je größer sie sind, um so eher sagenhafte, geahnte Gestalten. Der große Friedrich war es beinahe schon zu Lebzeiten. Die Römer haben für dieses Volksempfinden ein sehr schönes Wort geprägt, das nachher zwar gedankenlos als Titulatur verwandt wurde, zuerst aber bei dem Manne, dem es ursprünglich galt, jenen Sinn hatte: Divus Julius. Wie tief die Persönlichkeit dieses Mannes in die Seele des italischen Volkes eingeschrieben war, ersieht man mit Staunen aus der fast anderthalb Jahrtausende später liegenden Vorstellung des Dante, der in der untersten Stufe seines Inferno von den drei gräßlichen Mäulern des Lucifer drei Männer zerkaut werden läßt: Judas Ischarioth, Brutus und Cassius. Nächst dem Verrat an dem Gottmenschen erschien also auch damals noch der Verrat an dem großen Julius als das schändlichste Verbrechen. So dankte diese Nation dem erhabensten Vertreter ihrer Volksart, dem wirklichen Begründer der Größe Roms, dem gewaltigen Ordner des gemeinen Wesens. So steht auch Bismarck heute schon, erhaben über der Parteien Gunst und Haß, vor uns als der Begründer und Ordner unsrer neuen Reichsgemeinschaft, als ein großer Held unsrer Volksart, der einstmals war.

Ja, ein Divus Julius ist auch Bismarck für uns. Aber der Name jenes Römers ging weiter. Der war nicht nur Julius, sondern Julius Cäsar. Eine ganz eigentümliche Erscheinung, wie sich die Persönlichkeit dieses einen Mannes schon damals bald in einen Doppelbegriff auflöste! Für das römische Volk war und blieb er der Sproß der Nation, der große Julier. Die Herrscher nannten sich nach ihm Kaiser. Diese feine römische Unterscheidung führt auf einen sehr wesentlichen Punkt in der Entwicklung unsers Dramas. Also Bismarck wollte den Staatsstreich, und der Kaiser hat uns vor diesem Schrecknis bewahrt! Dieser Kaiser, der sich wie kaum ein anderer Herrscher seit Ludwig dem Bierzehnten als

die Vorsehung betrachtet? Dessen Energie den Rekruten sagte, sie müßten auf seinen Befehl wohl auch gegen Vater und Bruder schießen? Nun, solche Worte brauchen zwar als Ergebnisse einer Augenblickserregung nicht allzuschwer genommen zu werden. Aber die allgemeine Meinung möchte doch vielleicht geneigt sein, eher diesem Herrscher einen Staatsstreich zuzutrauen als dem alten Bismarck. Was mag ihn bewogen haben, im Gegenteil den Staatsstreichsgelüsten des Kanzlers die kaiserliche Macht entgegenzusetzen? Menschlichkeitsideen? Weltbeglückung, die sich vor Blut fürchtet? Das wäre kaum eine genügende Erklärung. Denn vom Kaiser darf man wohl vermuten, daß, wenn er Bismarcks Weg als den richtigen erkannt hätte, er auch die Konsequenzen nicht gescheut haben würde; und wenn man die damalige verworrene Lage bedenkt, so war der Plan Bismarcks vom Standpunkte des Machthabers gar nicht so übel, wie jener Delbrücksche Freund bestätigt, der sogar eine „Rettung“ des Vaterlandes in der Durchführung dieses Gedankens gesehen hätte. Es muß also doch wohl eine andre Empfindung gewarnt haben.

Allerdings. Ein Kaiser ist nicht Julius, sondern Cäsar. Um den richtigen Grund dieser Lösung des Dramas zu erkennen, muß man einmal die Stellung des Cäsars, des Imperators, zur beherrschten Masse in ihrer geschichtlichen Entwicklung betrachten. Die uns bekannten Staatengründungen haben sich regelmäßig in der Weise vollzogen, daß sich eine wandernde Masse unter einem Führer Sitze eroberte. Die sogenannten Ureinwohner, die dabei unterdrückt werden, haben es wahrscheinlich einstmals ebenso gemacht; das ist zwar nicht bekannt, liegt aber in der Natur der Sache und interessiert jedenfalls nicht mehr. Sobald nun die neuen Eindringlinge sesshaft werden, erwächst zwischen Führer und Masse eine Mittelmacht, die schon während der Eroberung in der unvermeidlichen Vermittlung der Befehlsführung ihren Ursprung fand, beiden ursprünglichen Personen, dem Herrscher wie der Masse, gleich unerwünscht, aber beiden für den Bestand der Sesshaftigkeit gleich unentbehrlich: die Oligarchen des Besitzes und der Intelligenz. Beide Teile brauchen sie: der Herrscher, weil er ohne sie die Einzelheiten der Massenleitung nicht übersehen, die Masse, weil sie ohne die wirtschaftliche Ordnung, die von diesen Oligarchen besorgt wird, nicht bestehen kann. Beide Teile fürchten sie: der Herrscher, weil er von ihnen eine Gefährdung seiner Macht, die Masse, weil sie von ihnen eine Ausbeutung gewärtigt. In der Abstimmung dieser drei Größen, Herrscher, Oligarchen und Masse, liegt der Gang der Staatengeschichte. Wird die Geschichte von Herrscher und Masse gemacht, so bilden die Oligarchen die Zunge der Waage. In schweren Zeitläuften werden sie wohl einmal an die Wand gepreßt. Aber sie kommen wieder, weil sie eben sein müssen.

Die politisch ernsteste Schlacht, die Cäsar schlug, war die von Thapsus, weil dort die alte römische Oligarchie im wesentlichen beseitigt wurde. Das war allerdings die Absicht; es war die erste Schlacht dieses Bürgerkrieges, bei der Cäsar keinen Pardon gab. Was für Staatsbestand da immer noch, trotz aller

Verkommenheit Roms, zugrunde ging, sah die Welt an dem Uticensischen Cato. Die Dolche seiner Mörder versagten dem Cäsar nachher die Gründung einer neuen, verständigen Oligarchie; und daß ohne solche der Staat auf die Dauer nicht bestehen konnte, bewies dann die bald folgende gräßliche Periode Roms, in der die Cäsaren und ihre Prätorianer den Staat allein auszumachen versuchten. Aber unbeschadet dieser Notwendigkeit der Oligarchen gibt gerade Cäsars Person hier wiederum eine geschichtliche Lehre, daß nämlich der neue Staat doch zunächst ohne Oligarchen geschaffen wurde, und daß demgemäß das ursprünglichste gegenseitige Verständnis im Staate das zwischen dem Cäsar und seiner Masse ist. Die Meuterei seines Heeres hatte er einst durch das eine Wort erledigt: Quiriten! Das war für die Leute zu arg. Sie, die eben noch Kommilitonen des großen Cäsar gewesen waren, sollten nun einfach bürgerliche Quiriten sein? Sie baten schleunigst um Verzeihung. In der letzten großen Aktion seines Lebens aber, in der Schlacht gegen die Söhne des Pompeius, hat dieser Mann, der sich als Soldat wortlos in manches Schlachtgetümmel gestürzt hatte, der sogar im Tode noch die römische gravitas so bewahrte, daß er im Fallen das Gesicht verhüllte, auf daß die andern nicht das verzerrte Antlitz des Sterbenden an ihm sähen — hat sich dieser Mann in der äußersten Not dem Instinkte des Imperators laut hingeeben: Wollt ihr mich diesen Knaben ausliefern? Knaben waren es nicht, sonst wäre die Schlacht nicht so schwer gewesen. Zu langen staatsrechtlichen Erörterungen fehlte die Zeit. Aber die Masse verstand ihn, verstand, daß hier ein Prinzip zur Entscheidung stand, und vernichtete den letzten Rest der Oligarchen für ihren Cäsar. Das Gegenstück ist jener thüringische Walbschmied, der bei jedem Schlage auf das Eisen dem in die Oligarchie versinkenden Fürsten zurief: Landgraf, werde hart!

Es ist ein bekannter Fehler der kleinen Herrscher, daß sie glauben, Geld bei sich sammeln zu müssen, um mächtig zu sein. Ein Cäsar braucht kein Geld, er braucht nur das Einverständnis mit seinen Massen, daß sie beide, was sie brauchen, schließlich den Oligarchen abnehmen. Die mittelalterliche deutsche Kaiser Gewalt ging unter, weil ein Kaiser, der zwar einen schönen roten Bart trug, aber kein Herrscher war, auf den Gedanken kam, sich und sein Haus mit normannischem Gelde stärker machen zu wollen. Alle Römerzüge waren nichts gegenüber diesem Fehler. So schwand der deutsche Cäsar. Die Anhänglichkeit der Masse hat ihn zunächst noch überlebt. Sie hat noch seinen Enkel in den Kyffhäuser versetzt, obgleich dieser Friedrich der Zweite dem deutschen Volke wenig bekannt geworden war; er war freilich ein Großer. Schließlich aber wurden die, die früher Oligarchen gewesen waren, selbst Cäsaren. Die Territorialgewalt wurde eine Notwendigkeit. Wenn die sogenannten Kaiser jene der Masse fremde Lehre der Hausmacht annahmen — wo sollten Cäsar und Masse bleiben? Diese Verständigung mußte sich nun im kleinen vollziehen.

Sie hat sich am sichersten vollzogen bei den Hohenzollern. Mögen diese an sich, bis auf die überragenden Gestalten des Großen Kurfürsten und des

großen Friedrich, ebensolche Fürsten gewesen sein wie andre — in einem hoben sie sich eigentümlich ab, eines war bei ihnen allen der entscheidende Leitfadene des Herrschaftssystems: Land und Leute. Das ist die richtige Cäsarenpolitik. Die Notwendigkeit einer Oligarchie wurde freilich daneben nicht verkannt. Aber erst wurde die alte der Quirkows usw. vernichtet, dann schufen sie selbst eine neue. Diese wurde möglichst eng begrenzt. Der große Friedrich entließ nach seinen Kriegen die bürgerlichen Offiziere. Während der Kriege hatte er sie gebraucht, nachher war ihm der bestehende Adel gerade genug.

Nun hat sich ja heute das Bild wesentlich geändert. Die Oligarchie ist überall so breit und mächtig geworden wie kaum jemals in der Weltgeschichte. Sie hat jetzt wieder einmal ihre gute Zeit. In vielen modernen Staaten führt sie das Regiment durch bestellte Vertreter, wie einst im alten republikanischen Rom. Und die Fürsten kokettieren mit ihr. Aber die Basis der Staatengeschichte verschiebt sich nicht. Wenn heute gerade die Oligarchen über Absolutismus klagen, also wohl über den Absolutismus, daß sich der Cäsar nicht noch mehr in ihre Hände gibt, als es die bisherige Entwicklung schon mit sich brachte, so hat die Masse für den Kampf gegen solchen Absolutismus kein Verständnis. Sie beklagt im Gegenteil gerade diese bisherige Entwicklung, in der ihr Instinkt die Gefahr eines Überlaufs, eines Aufgebens der im letzten Grunde gemeinsamen Sache von seiten ihres Cäsars befürchtet. Diese Furcht ist aber verfehlt. Das gegenseitige Verständnis zwischen Cäsar und Masse ist immer noch die tiefere und die stärkere Kraft gegenüber der Macht der Oligarchen gewesen. Auch diese Macht wird wieder zurückgehn vor dem Ave Caesar! Allerdings muß dazu auch der Cäsar Cäsar bleiben.

Dies ist der Grund, weshalb der Kaiser Bismarck nicht gewähren ließ. Der Herrscherinstinkt, der Instinkt der Verantwortung gegenseitiger Selbsterhaltung gegenüber der Masse, warnte davor, sich dem großen Oligarchen auszuliefern, der diese Verantwortung nicht kannte. Freilich kann es auch zwischen dem Herrscher und der Masse zu bitterm Widerstreite kommen. Aber dann darf es sich nur um die eigentliche Lebensfrage handeln, um die Feststellung der vernünftigen Grenzen jener gegenseitigen Selbsterhaltung. Der Bismarckische Plan wollte die Einrichtung des Staates, die der Oligarchie zweckmäßiger erschien, mit Gewalt der Masse aufdrängen, wollte diese in ein System zwingen, daß ihre Vorstellung der Selbsterhaltung verkümmern mußte, ohne Not, ohne daß eine nationale Lebensfrage auf dem Spiele stand — wie ja dann die weitere Entwicklung ohne dieses System gezeigt hat. Mit der Durchführung dieses oligarchischen Planes, mit dem Totschießen der Untertanen in solchem Kampfe hätte der Kaiser allerdings seinen Beruf verkannt, und er wäre, so gewiß im Staate ein Verkennen der Pflicht auch ein Aufgeben des Rechtes ist, rettungslos in der Oligarchie verschwunden. Daß er dabei von Bismarck unbedingt abhängig geworden wäre, wie Macbeth von der Lady, das wäre noch nicht das Entscheidende gewesen. Der alte Bismarck hat sicherlich nicht selbst Cäsar sein, nicht gegen die Dynastie Hohenzollern ankämpfen wollen. Nicht um einen Gegensatz

zweier Dynastien, Hohenzollern und Bismarck, handelte es sich — diese Auffassung verdunkelt den springenden Punkt —, sondern: um den Bestand der kaiserlichen Dynastie an sich. Wer nachher Cäsar geworden wäre, war eine zweite Frage. Zu ihr hat es der Kaiser nicht kommen lassen.

Auf Bismarcks Grabe steht die von ihm selbst verfaßte Inschrift: Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten. Wenn er so Schweres unternommen hatte, durfte er sich dann noch als treuen deutschen Diener eines hohenzollerschen Kaisers bezeichnen? war diese Inschrift nicht theatralisch gewagt? Nein, weder objektiv noch subjektiv war sie das. Objektiv — das sagt sein Werk. Subjektiv — anders malt sich das Leben in der ruhigen Abklärung, die dem Scheiden voraufgeht, als in der Zeit der Kämpfe. Von solchen letzten „Gedanken und Erinnerungen“ wissen wir freilich nichts. Aber auch ihm wird die entsagende Erkenntnis nicht erspart geblieben sein, daß der Ritt eines nationalen Bestandes, wie er einmal vorliegt, zu zähe ist, als daß die Phantasie auch eines großen Hirnes ihn leicht verarbeiten könnte, daß auch der Größte die Weltgeschichte nicht allein machen kann, und daß auch er selbst nur ein Diener war an dem Werke der Geschichte, das nun einmal mit dem Namen unsers ersten alten Kaisers untrennbar verbunden ist. So nennt er sich mit gutem Grunde einen Diener Kaiser Wilhelms des Ersten. Und er war auch ein treuer deutscher Diener. Was er gewollt hatte, das hatte immer im Zeichen der Größe seines Vaterlandes gestanden. Auch der Große ist vom Irren nicht frei. In seiner Art war alles groß, treu und deutsch gewollt gewesen. In diesem Geiste durfte er sich das Grabwort schreiben.

In diesem Geiste wird auch für uns seine Erinnerung mit der damals richtigern Handlung seines Kaisers ausgeföhnt. Divus Julius — Ave Caesar. Das eine stört das andre nicht.



Nettelbeck und Lucadou

Eine Erinnerung an die ruhmvolle Verteidigung Kolbergs in den Jahren 1806 und 1807 zur ausgleichenden Gerechtigkeit

Von Rudolf Stoewer in Danzig

1



er 2. Juli 1807 ist ein Ehrentag in der Geschichte des preußischen Staates und des ganzen deutschen Vaterlandes, ein leuchtender Stern in den schwarzen Wetterwolken während des tiefsten Falles Preußens. Hundert Jahre sind dahingegangen seit jenem Tage, wo Kolbergs ruhmvolle Verteidigung die Augen der Mitwelt auf sich zog in einer Zeit großer Taten in der Geschichte, in einer Zeit des Zusammenbruchs der alten Formen Deutschlands. Was die großen Festungen Erfurt, Magdeburg, Hameln, Küstrin, Spandau und Stettin nicht vermocht